

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Anna Funder

Alles was ich bin

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Als Hitler an die Macht kam, lag ich in der Badewanne. Unsere Wohnung befand sich am Schiffbauerdamm in Flussnähe, im Herzen von Berlin. Von unseren Fenstern aus konnten wir die Kuppel des Reichstags sehen. Das Radio im Wohnzimmer war aufgedreht, damit Hans es in der Küche hören konnte, aber bis zu mir drang nur fröhlicher Jubel, der in Wellen aufbrandete wie bei einem Fußballspiel. Es war Montagnachmittag.

Hans presste Limonen aus und stellte mit der konzentrierten Aufmerksamkeit eines Chemikers Zuckersirup her, bemüht, ihn nicht zu Karamell verbrennen zu lassen. Am Vormittag hatte er im KaDeWe einen ganz besonderen lateinamerikanischen Cocktail-Stößel gekauft. Die Lippen der Verkäuferin waren in einem dunkelroten Bogen nachgezogen. Ich hatte über uns gelacht, verlegen über den Kauf von solchem Tand, diesem hölzernen Schaft mit abgerundetem Kopf, der wahrscheinlich so viel kostete, wie die junge Frau an einem Tag verdiente.

»Es ist verrückt«, sagte ich, »nur für Mojitos ein solches Gerät anzuschaffen!«

Hans legte mir den Arm um die Schultern und küsste mich auf die Stirn. »Es ist nicht verrückt.« Er zwinkerte der Verkäuferin zu, die das Ding sorgfältig in Goldpapier wickelte und dabei aufmerksam zuhörte. »Das nennt sich Zi-vi-li-sation.«

Für einen Augenblick sah ich ihn mit ihren Augen: ein herrlicher

Mann mit aus der Stirn nach hinten gestriegeltem Haar, preußisch-blauen Augen und der geradesten aller geraden Nasen. Ein Mann, der wahrscheinlich in den Schützengräben für sein Land gekämpft hatte und der nun jeden kleinen Luxus verdiente, den das Leben zu bieten hatte. Die junge Frau atmete durch den Mund. So ein Mann konnte dein Leben in allen Einzelheiten verschönern, bis hin zu einem lateinamerikanischen Limonenstößel.

Wir waren an jenem Nachmittag ins Bett gegangen und standen nun gegen Abend auf, als die Rundfunkübertragung begann. Zwischen den Jubelrufen hörte ich Hans die Limonenschalen zerstoßen, ein Rhythmus wie das Pulsieren seines Blutes. Mein Körper schwebte, gelöst durch genossene Freuden.

Er tauchte in der Badezimmertür auf, eine Locke fiel ihm ins Gesicht, und die Hände hingen nass herab. »Hindenburg hat es tatsächlich geschafft. Sie haben eine Koalition zusammenbekommen und ihn ganz unter sich vereidigt. Hitler ist Reichskanzler!« Er eilte wieder den Korridor hinunter, um mehr zu hören.

Es schien so unglaublich. Ich griff mir meinen Bademantel und zog eine Wasserspur bis ins Wohnzimmer. Die zwei Radiosprecher hatten alle rundfunktypische Zurückhaltung aufgegeben, sie fielen sich ins Wort: »Es sind unglaubliche Menschenmassen unterwegs, etliche Personen sind auf Bäume geklettert, um bessere Sicht zu haben ... Über 15 000 SA-Leute marschieren, anschließend 5000 Stahlhelmer ... Die Menge jubelt ...« Ich konnte die stoßweisen *Heil! Heil! Heil!*-Rufe von den Straßen draußen und den Kommentar aus dem Radio hinter mir hören. Und dann ein gewaltiges Gebrüll, die Stimme des Ansagers überwältigt vor Erregung: »Adolf Hitler ist ans Fenster getreten!« Die Stimme setzte aus, erholte sich dann und sprach in tiefer Tonlage: »Und so erleben wir heute etwas ganz, ganz Großes, einen geschichtlichen Moment, über dessen Bedeutung wir uns heute vielleicht noch gar nicht klar sind ...«

Ich ging zu den Fenstern. Die gesamte Südseite der Wohnung

bestand aus im Halbrund angeordneten Doppelfenstern mit Blick auf den Fluss. Ich öffnete zwei davon. Luft strömte herein – beißend kalt und voll Geschrei. Ich blickte auf die Kuppel des Reichstags. Der Lärm kam von der Wilhelmstraße dahinter. Hans sah zu mir her.

»Wirklich, Ruth«, sagte er. »Es *schneit*.«

»Lass uns das selbst hören«, sagte ich.

Er trat dicht hinter mich, und ich zog seine Hände, feuchtkalt und limonensauer, über meinen Bauch. Eine Vorhut von Schneeflocken tanzte vor uns und offenbarte unsichtbare Luftwirbel. Suchscheinwerfer streiften die Wolkenbäuche. Dann Schritte, direkt unter uns. Vier Männer rannten unsere Straße hinunter, hielten dabei ihre Fackeln hoch und zogen einen Feuerschweif hinter sich her. Ich roch Kerosin.

»Heil! Heil! Heil!« Die Menschenmenge da draußen, nach Rettung schreiend. Aus dem Kasten hinter uns auf dem Buffet antwortete das Echo, blechern und gezähmt und mit drei Sekunden Verzögerung. Göring sprach, dann Goebbels, ein pausenloser Redefluss. »Was wir da unten erleben, diese Tausende und Tausende und Zehntausende und Zehntausende von Menschen, die in einem Taumel von Jubel und Begeisterung der neuen Staatsführung entgegenrufen ... Deutschland darf und wird nicht in der Anarchie des Kommunismus untergehen ...«

»Nein«, sagte ich, die Wange an Hans' Schulter geschmiegt. »Wir werden stattdessen in Reih und Glied und mit einem gesunden Volksempfinden untergehen.«

»Wir werden nicht untergehen, Ruth, mein Schatz«, sagte er mir ins Ohr. »Hitler wird gar nichts tun können. Die Deutschnationalen und das Kabinett werden ihn an die Kandare nehmen. Sie wollen ihn nur als Galionsfigur.«

In den Straßen unten rotteten sich junge Männer zusammen, viele davon in Uniform: braun für die eigenen Truppen der Partei, die SA, schwarz für Hitlers Leibgarde, die SS. Andere waren zivile

Anhänger, in Straßenkleidung mit schwarzen Armbinden. Ein paar Jungs hatten selbst gemachte, das Hakenkreuz verkehrt herum. Sie trugen Fahnen und sangen »Deutschland, Deutschland über alles«. Ich hörte den Schrei: »Die Republik ist Scheiße« und erkannte an der Satzmelodie den alten Schulhof-Spottvers: »Reißt dem Juden sein' Rock entzwei/der Rock ist zerrissen/der Jud' hat geschissen«. Die Luft war von Kerosindämpfen geschwängert. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde ein Stand aufgebaut, wo die jungen Männer ihre immer schwächer flackernden Fackeln gegen neu entzündete tauschen konnten.

Hans kehrte in die Küche zurück, doch ich konnte mich nicht vom Fenster losreißen. Nach einer halben Stunde sah ich die dilettantisch hergestellten Armbinden wieder am Stand.

»So viel zu den Zehntausenden und Zehntausenden!«, rief ich aus. »Die lassen sie im Kreis laufen, damit es nach mehr aussieht.«

»Komm schon rein«, rief Hans über die Schulter aus der Küche.

»Ist denn das zu fassen?«

»Ehrlich, Schatz.« Er lehnte am Türrahmen und lächelte ruhig. »Zuschauer ermutigen sie nur.«

»Gleich.« Ich ging zur Abstellkammer im Korridor, die ich in eine Dunkelkammer verwandelt hatte. Sie enthielt in einer Ecke noch immer einige Besen und andere lange Gegenstände – Skier, eine Universitätsfahne. Ich holte die rote Fahne hervor und ging zurück.

»Das ist doch nicht dein Ernst?« Hans legte die Hände in gespielter Entsetzen ans Gesicht, als ich sie entrollte.

Ich hängte sie zum Fenster hinaus. Es war nur eine kleine Fahne.

TEIL I

RUTH 2001

Es tut mir leid, Mrs Becker, was ich Ihnen mitzuteilen habe, ist gar nicht beruhigend.«

Ich befinde mich in einer noblen Klinik im Stadtteil Bondi Junction mit Blick auf den Hafen. Professor Melnikoff hat silbernes Haar und eine Halbbrille, eine himmelblaue Seidenkrawatte und lange Hände, die gefaltet auf seinem Schreibtisch liegen. Seine Daumen spielen lässig miteinander. Ich überlege, ob dieser Mann je geschult wurde, sich den Menschen außerhalb des ihn interessierenden Körperteils, in diesem Fall mein Gehirn, zu widmen. Wahrscheinlich nicht. Melnikoff mit seiner ruhigen Art wirkt wie ein Mensch, der es bevorzugt, einen großen weißen Atom-Sarkophag zwischen sich und einer anderen Person zu haben.

Und er hat mir ins Gehirn geschaut; nun bereitet er sich darauf vor, mir dessen Form und sein Gewicht und sein schleichendes Versagen mitzuteilen. Vergangene Woche haben sie mich in den MR-Tomographen gelegt, in einem dieser verdammten Hemden, die hinten offen sind und geschaffen wurden, um dich an die Verletzlichkeit der Menschenwürde zu erinnern und die gehorsame Befolgung von Anweisungen zu gewährleisten, auch als Absicherung gegen eine Flucht im letzten Moment. Lautes Klopfen, als die Magnetfelder meinen Schädel durchdrangen. Ich behielt meine Perücke auf.

»Eigentlich *Doktor* Becker«, sage ich. Außerhalb der Schule habe ich sonst nie auf dem Titel bestanden. Aber mit fortschreitendem

Alter habe ich herausgefunden, dass Bescheidenheit mir nicht mehr so gut bekommt. Vor zehn Jahren beschloss ich, dass ich nicht als alte Frau behandelt werden will, daher begann ich, den Ehrentitel wieder entschlossen und in vollem Umfang zu benutzen. Und ich bin schließlich nicht hier, um mich trösten zu lassen. Ich will wissen, was er mir mitzuteilen hat.

Melnikoff lächelt, erhebt sich und befestigt die Aufnahmen meines Gehirns, schwarzweiße Schnittbilder von mir, mit Klemmen auf einem Leuchtschirm. Ich bemerke einen echten Miró – keinen Kunstdruck – an seiner Wand. Man hat das hiesige Gesundheitssystem schon vor langem verstaatlicht, und er kann sich das immer noch leisten? Es gab also nichts zu befürchten, oder?

»Also, Frau Kollegin Dr. Becker«, sagt er, »diese bläulichen Abschnitte deuten auf beginnende Plaquebildung hin.«

»Ich bin Dr. phil.«, sage ich. »Wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Sie stehen wirklich nicht so schlecht da. Für Ihr Alter.«

Ich bemühe mich, eine möglichst ausdruckslose Miene zu zeigen. Ein Neurologe sollte zumindest wissen, dass das Alter einen nicht dankbar macht für kleine Gnadenakte. Ich fühle mich gesund genug – jung genug –, um Verlust als Verlust zu erleben. Andererseits war bisher nichts und niemand in der Lage, mich umzubringen.

Melnikoff erwidert mild meinen Blick, seine Fingerspitzen berühren sich. Er legt eine sanfte Gelassenheit im Umgang mit mir an den Tag. Vielleicht mag er mich? Der Gedanke versetzt mir einen kleinen Schock.

»Es ist die beginnende Häufung von Defektzonen – Aphasie, Abbau des Kurzzeitgedächtnisses, vielleicht Beeinträchtigung einiger Aspekte der räumlichen Wahrnehmung, nach der Lokalisation der Plaquebildung zu urteilen.« Er deutet auf trübe Areale im oberen Frontalbereich meines Gehirns hin. »Möglicherweise hat das Auswirkungen auf Ihr Sehvermögen, aber hoffen wir, noch nicht in diesem Stadium.«

Auf seinem Schreibtisch steht ein Drehkalender, ein Gegenstand

aus einer Zeit, in der sich die Tage einer auf den anderen legten, ohne Ende. Hinter ihm die bewegte, glitzernde Wasserfläche des Hafens, die große grüne Lunge dieser Stadt.

»Eigentlich erinnere ich mich an mehr, Herr Professor, nicht an weniger.«

Er setzt seine Halbbrille ab. Seine Augen sind klein und wässrig, die Iris scheint nicht mitten im Weiß seiner Augen zu liegen. Er ist älter, als ich angenommen hatte. »Tatsächlich?«

»An Geschehnisse in der Vergangenheit. Glasklar.«

Ein schwacher Geruch von Kerosin, unverkennbar. Obwohl das nicht sein kann.

Melnikoff hält sein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und mustert mich.

»Dafür gibt es vielleicht eine klinische Erklärung«, sagt er. »Einige Studien deuten darauf hin, dass mehr lebhaftere Langzeiterinnerungen heraufgeholt werden, während gleichzeitig das Kurzzeitgedächtnis abnimmt. Gelegentlich erleben Personen, die in Gefahr sind, ihr Augenlicht zu verlieren, starke sekundäre Symptome. Das sind Hypothesen, mehr nicht.«

»Sie können mir also nicht helfen.«

Er lächelt sein mildes Lächeln. »Brauchen Sie denn Hilfe?«

Ich verlasse ihn mit einem Termin in sechs Monaten, im Februar 2002. Sie legen die Termine nicht so dicht aufeinander, dass es uns Ältere entmutigt, doch auch nicht allzu weit auseinander.

Danach fahre ich mit dem Bus zur Hydrotherapie. Es ist ein Niederflerbus mit Kneeling-Funktion, einer, der die Einstiegsseite absenkt für Lahme wie mich. Mit ihm fahre ich von den rosa Medizintürmen in Bondi Junction auf dem Höhenrücken über dem Wasser in die Stadt hinein. Vor dem Fenster tut sich ein Rosella-Papagei an einem Flammenbaum gütlich, Turnschuhe tanzen an einer Stromleitung hängend. Dahinter faltet sich die Erde zu Hügeln auf, deren Hänge sich zum Hafen, der gelassen und voller Leben daliegt, hinabneigen, als wollten sie ihn küssen.

In Gefahr, Ihr Augenlicht zu verlieren. Ich hatte einst sehr gute Augen. Was ich allerdings sah, ist eine andere Sache. Aus eigener Erfahrung weiß ich: Es ist sehr gut möglich, dass man sieht, wie etwas geschieht, und es überhaupt nicht wahrnimmt.

Der Hydrotherapiekurs läuft in der schicken neuen Schwimmhalle in der Stadt. Wie so viele andere Dinge funktioniert Hydrotherapie nur, wenn man daran glaubt.

Das Wasser ist warm, die Temperatur fein abgestimmt, damit die Diabetiker und die zu Herzflimmern Neigenden unter uns nicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Ich klebe mir täglich ein Pflaster auf den Brustkorb, das mit einem elektrischen Impuls mein Herz antreibt, wenn es erlahmt. Von früheren, todesmutigen Experimenten weiß ich, dass es im Wasser haften bleibt.

Wir sind heute zu siebt im Becken, vier Frauen und drei Männer. Zwei der Männer werden in Rollstühlen über die Rampe ins Wasser hinuntergefahren, wie Schiffe beim Stapellauf. Ihre Betreuer schweben um sie herum, die Räder ihrer Gefährte sind im Wasser ungelent. Ich bin in der letzten Reihe, hinter einer Frau mit einer altmodischen gelben Badekappe, aus der erstaunliche Gummiblu-
men sprießen. Wir heben gehorsam die Hände. Ich beobachte das herabhängende Fleisch unserer Arme. Der alternde Körper scheint einen Vorsprung bei der Zersetzung zu haben, wie er in seiner eigenen Hülle dahinschmilzt.

»Die Arme über den Kopf – einatmen – jetzt die Arme senken – ausatmen – die Arme nach hinten drücken – einatmen!«

Offenbar muss man uns daran erinnern, Luft zu holen.

Die Übungsleiterin am Beckenrand hat einen Halbmond weißer Igelhaare um den Kopf und ein Mikrofon vor dem Mund. Wir schauen zu ihr auf wie zu einer Geretteten. Sie ist freundlich und respektvoll, doch sie ist eindeutig eine Abgesandte, die – ziemlich verspätet für uns – die Botschaft bringt, dass körperliches Wohlbefinden zum ewigen Leben führen kann.

Ich bemühe mich, an die Hydrotherapie zu glauben, obschon es mir – weiß der Himmel – nicht gelungen ist, an Gott zu glauben. Als ich jung war, während des Ersten Weltkriegs, pflegte mein Bruder Oskar in der Synagoge einen Roman – *Der Idiot* oder die *Buddenbrooks* – unter dem Gebetbuch zu verstecken, damit Vater es nicht mitbekam. Schließlich verkündete ich mit der peinlichen Bestimmtheit einer Dreizehnjährigen: »Erzwungene Liebe tut Gott weh«, und weigerte mich, zur Synagoge zu gehen. Im Rückblick erkenne ich, dass ich damals zu Seinen Bedingungen argumentiert habe; wie kann man jemanden wehtun, der nicht existiert?

Und nun, eine Ewigkeit später, ertappe ich mich dabei, dass ich, wenn ich nicht aufpasse, denke: Warum hat Gott *mich* gerettet und nicht all die anderen? Die Gläubigen? Tief im Innersten empfinde ich, dass meine Stärke und mein Glück nur Sinn ergeben, wenn ich zum auserwählten Volk gehöre. Unverdientermaßen, und dennoch auserwählt; ich bin ein langlebiger Beweis seiner Irrationalität. Wenn man darüber nachdenkt, verdienen es weder Gott noch ich zu existieren.

»Jetzt konzentrieren wir uns auf die Beine, benutzen Sie also die Arme, wie Sie wollen, um die Balance zu halten«, sagt die junge Frau. Jody? Mandy? Meine Hörhilfe ist im Umkleideraum. Ich frage mich, ob sie das alles aufnimmt und an die Mütter weitergibt, die ihre Kinder mühsam aus nassen Badeanzügen schälen, an den Schimmel, die Schamhaare und die rätselhaften Knäuel unbenutzten Toilettenpapiers auf dem Fußboden.

»Wir strecken das linke vor und kreisen aus dem Knie heraus.«

Eine Sirene ertönt, heult in Intervallen. Drüben im großen Becken wird es gleich Wellen geben. Kinder laufen eilig mit erhobenen Händen durchs Wasser, weil sie ganz vorn stehen wollen, wo die Wellen am größten sind. Mädchen im Teenageralter überprüfen dezent den Sitz ihrer Bikini-Oberteile; Mütter setzen sich ihre Babys auf die Hüfte und gehen auch ins Wasser, um den Spaß mit-

zumachen. Ein kleiner Junge mit roter Schwimmbrille stürzt sich bis zum Kinn hinein. Hinter ihm geht eine zierliche junge Frau mit weich ins Gesicht fallenden Haaren ruhig vorwärts, wobei sich die Schulterblätter unter ihrer Haut bewegen wie angedeutete Flügel. Mein Herz tut einen Sprung: Dora!

Natürlich ist sie es nicht – meine Cousine wäre jetzt noch älter als ich – doch egal. Beinahe jeden Tag findet mein Kopf einen Weg, sie zu mir zu bringen. Was hätte Professor Melnikoff dazu zu sagen, frage ich mich.

Die Welle kommt, und der Schwimmbrillenjunge gleitet hinauf, den Mund zur Decke gereckt, um Luft zu bekommen, doch die Welle verschluckt ihn. Als sie ausläuft, ist er nirgends zu sehen. Dann taucht er weiter unten im Becken auf, nach Luft schnappend und ekstatisch.

»Frau Dr. Becker?« Die Stimme der jungen Frau von oben herab. »Zeit, zu gehen.«

Die anderen sind schon drüben bei den Stufen und warten darauf, dass die Männer im Rollstuhl auf die Rampe geschoben werden. Ich schaue zu ihr hoch und sehe sie lächeln. Vielleicht gibt ihr dieses Mikrofon einen direkten Draht zu Gott.

»Noch zehn Minuten bis zum nächsten Kurs«, sagt sie. »Immer mit der Ruhe.«

Jemand teilt Zeit in ungleichmäßigen Portionen aus. Warum sollte er nicht eine weißhaarige Botin wählen, lispelnd und engelsgut?

Bev hat für mich einen kleinen Topf Hackfleisch-Auflauf, mit Plastikfolie abgedeckt, in den Kühlschrank gestellt. Auf die Kartoffelbreidecke ist etwas Pfeffer gestreut, und das Ganze hat in seiner perfekt bemessenen Einzelportion-Isolation etwas Zwanghaftes an sich. Ich taue daher ein tiefgekühltes Stück Quarkkuchen zum Abendbrot auf – das ist einer der Vorteile, allein zu leben –, dann löse ich zum Ausgleich eine Brausetablette in einem hohen Glas

auf. Ich werde mich Bev gegenüber erklären müssen, wenn sie morgen kommt.

Im Bett leisten mir die Zikaden draußen Gesellschaft – es ist noch früh. Ihr Chor lockt die Nacht herbei, als würde sie sich ohne ihre Ermutigung nicht an diesen hellen Ort wagen. *Welche Na-acht!*, scheinen sie zu zirpen, *welche Na-acht!* Und dann schweigen wir zusammen.